

REGIONALE IDENTITÄTEN UND URBANITÄT*. ÜBERLEGUNGEN AM BEISPIEL EINER EUROPÄISCHEN KERNLANDSCHAFT: FRANKEN

HELMUT FLACHENECKER

Julius-Maximilians-Universität Würzburg

ZUSAMMENFASSUNG: Menschen leben in Kulturlandschaften, die sie erschaffen und beständig verändern. Um den Gesamtprozess verstehen zu können, ist eine Untersuchung der historischen Entwicklung einer Region und deren Bewohner unerlässlich für jegliche zukunftsorientierte Planung. Das Selbstbild und das Selbstbewusstsein einer regionalen Bevölkerung basiert auf der kulturellen Prägung ihrer Umgebung. So können zum Beispiel eine Burg, ein Kloster, das Ensemble einer mittelalterlichen Stadt oder sogar prähistorische Entdeckungen die Ausgangspunkte eines regionalen Selbstbewusstseins darstellen, obwohl die Gebäude ihre frühere Bedeutung längst verloren haben.

In diesem Aufsatz wird der Zusammenhang der Städtelandschaft einer Region um 1500 und der Identität der Menschen, die dort leben, am Beispiel Frankens untersucht. Das Gebiet gehört heute zum Norden Bayerns und zum Nordosten Baden-Württembergs und war auch bis 1806 nicht unter alleiniger Kontrolle – Könige, Bischöfe, Fürsten, Ritter und Reichsstädte hatten ihre jeweiligen Einflusssphären. Diese Pluralität hat zu großen Unterschieden innerhalb der Kulturlandschaft geführt, die bis heute anhalten.

Der Regionalhistoriker kann zum angesprochenen Prozess der Regionalisierung und Identitätsbildung mit seiner Forschung beitragen. Diese Forschung steht dabei in interdisziplinärem Dialog mit Archäologie, Geographie, Politik-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Dabei wird die gesamte Bandbreite vorhandener Methoden auf ein regional begrenztes Gebiet angewandt, statt sich auf die überholten lokalgeschichtlichen

* Diese Überlegungen werden, von jenen zur regionalen Identität abgesehen, noch unter dem Titel erscheinen: „Zentralität und Urbanisierung. Frankens Städte im Laufe der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte“, in: JÜRGEN RAUH (Hg.): *Unterfranken: Beiträge zur Regionalforschung* (Berichte des Zentrums für Regionalforschung 1), hg. v. JÜRGEN RAUH, Würzburg, 2009.

Zugänge zu beschränken. Die Maxime der Landesgeschichte ist also: „In Grenzen unbegrenzt.“ Dieser Zugang kann über Jahrhunderte hinweg sehr detaillierte Beschreibungen der historischen Entwicklungen einer Region abgeben. Im Gegensatz zur Nationalgeschichte strebt die Landesgeschichte die 'histoire totale' einer Region an; ein methodischer Zugang zur Geschichte, der auch von anderen Regionen Europas mit Gewinn angewendet werden könnte.

Schlüsselbegriffe: Franken; 1500 n. Chr.; Kulturlandschaft; Städte; Regionalität, Regionalgeschichte.

ABSTRACT: People live in cultural landscapes which they create and consistently change. In order to understand the entire process involved, it is essential to consider the findings about the historical development of the region and its people for recent regional and future-oriented planning. The self-conception and self-awareness of a regional population is based on its culturally shaped surroundings. For example, a castle, a monastery, a medieval city ensemble or even prehistorical discoveries can become the central point of regional self-conception though the building may have lost its former significance a long time ago.

In this essay, the relation between the cities of a region around 1500 and the identity of the people who live there will be discussed. The region is called Franconia, now a part of Northern Bavaria and Northeast Baden-Württemberg. Up to 1806 it never was under a united leadership: Kings, Bishops, Princes, Knights and Imperial Cities had their separate domains. This kind of plurality created a huge diversity in the cultural landscape – up to present days.

The regional historian can contribute to this whole process of regionalization and identification with his/her research. He/She is part of a team consisting of archaeologists, geographers, political scientists, economists and social scientists. It is not his/her goal to continue with an archaic and outdated local historical approach but rather to implement his/her entire range of methodologies concentrated on a small region. The regional historian's guideline is: "Within boundaries boundless opportunities." This approach can give a detailed description of the historical development of a certain region and its population over centuries. With the diminishing focus on national history, the regional historian is able to pursue a 'histoire totale' for a certain region. By using this methodological approach, the historian offers a template of historical research which could also be used by other European regions.

Keywords: Franconia; AD1500; cultural landscapes; cities; regionality/ regional history.

Menschen leben in von ihnen geprägten Kulturlandschaften. Letztere entstehen in Wechselwirkung zu naturräumlichen Voraussetzungen und den innovativen Fähigkeiten der Bewohner. Diese sind nicht allein von technisch-ökonomischen Voraussetzungen geprägt, sondern auch von religiösen und sozialen. Menschen verändern im Laufe ihrer Geschichte die Natur und werden gleichzeitig von letzterer wiederum geprägt. Um diesen auf permanente Veränderung ausgerichteten Prozess verstehen zu können, sollte die historische Tiefendimension von Land und Leuten für aktuelle regionale Zukunftsplanungen immer wieder herangezogen werden. Da sich die Ziele für die Zukunft stetig verändern, ist jede historische Erkenntnis selbst wiederum zeitgebunden und steht in einem permanenten Veränderungsprozess, dem auch die immer wieder neuen Zukunftsplanungen unterworfen sind.

Das Selbstverständnis, ja das Selbstbewusstsein einer Bevölkerung ist mitbestimmt von der kulturell geprägten Umgebung, in der sie wohnt. Eine Burg, ein Kloster, ein mittelalterliches Stadtensemble oder gar vorchristliche Funde können zu einem Fixpunkt des Selbstverständnisses der dort wohnenden Menschen werden, auch wenn die Bauwerke ihre frühere Bedeutung meist längst schon verloren haben. In ihrer scheinbaren Bedeutungslosigkeit haben sie einen hohen Erinnerungs- und Identifizierungsmoment. Die eingangs gemachte Feststellung gilt auch häufig für Neuhinzugezogene, die aus persönlichen oder wirtschaftlichen Gründen in eine Region gekommen sind. Gerade sie sind es, die besonders intensiv Fragen nach dem kulturellen Erbe ihres neuen Wohnortes stellen können. Deshalb sind viele politische Gemeinden sehr daran interessiert, Chroniken ihrer Ortsgeschichte entweder selbst zu erstellen oder mit professioneller Hilfe von ausgebildeten Historikern erstellen zu lassen. Das Engagement der gesellschaftlichen Gruppen einer solchen Gemeinde hat das Ziel, eine Vergewisserung der weit entfernten wie nahen Geschichte erstellen zu wollen. Die Geschichtssicht ist dabei sehr stark von den gesellschaftlichen Kräften der Gemeinde abhängig, eine heroisch oder legendenhaft ausgestaltete Erinnerung kann nicht selten ein Ergebnis sein, das aber nur bedingt weiter hilft. Gesellschaftliche Spannungen und Widersprüche können sich in der schriftlich niedergelegten Erinnerung widerspiegeln. Die Aufarbeitung der schriftlichen Quellen kann dann mit einer Sammlung der materiellen Überreste einhergehen und in ein Museumsprojekt münden. Eine Gruppe von Interessierten bildet, mit Legitimation des Gemeinderates, einen Ausschuss, der sich mit der Herausarbeitung eines Konzeptes wie deren Realisation beschäftigt. Damit entsteht ein Mittelpunkt in der Gemeinde und damit ein Platz neuer Identitätsstiftung.

Nicht nur für die neuen Gemeindemitglieder, sondern auch für die etablierten sind derartige kulturelle Einrichtungen von Nöten. So gibt es im Spessart, einem Waldgebirge im westlichen Unterfranken, eine hohe Anzahl von ‚Kulturpfaden‘, die die lokalen Überreste der Geschichte wieder in das Bewusstsein der Bevölkerung bringen. Neben den bereits genannten Bauwerken können

dies auch wirtschaftliche wie Mühlen, Glasbläsereien, Hohlwege, Grenzsteine und aufgelassene Ackerflächen sein. Nicht selten wird damit ein Relikt, das im kollektiven Bewusstsein längst vergessen war, wieder in Erinnerung gebracht. Gerade der Spessart, der mit dem Image einer verarmten, geschichtslosen Transitlandschaft zu kämpfen hat, kann damit ein neues Selbstbewusstsein entwickeln. Das Konzept ist so erfolgreich, dass es nunmehr in die angrenzenden Regionen (Odenwald, Fränkische Platte) ausgeweitet wird.

Ein zweiter Anreiz liegt in der aktuellen politischen Situation des beginnenden 21. Jahrhunderts, in der verstärkten Ausbildung einer Europäischen Gemeinschaft unter Hintansetzung ehemals starker nationaler Bindungen. Die Sorge vor einer ‚gesichtslosen‘ europäischen Verwaltung – die Angst vor Brüssel – lässt Rufe nach einer Kontrolle derselben laut werden. Ein Rat der Regionen, der mehr sein will als eine folkloristische Einrichtung, wird diskutiert und verstärkt gefordert. Dabei zeigt sich allerdings, dass das Regionalbewusstsein nicht gleichmäßig in allen europäischen Ländern ausgebildet ist – in Zentraleuropa wohl mehr als an seinen Rändern. Dies hat wohl auch und besonders mit dem historischen Erbe der Landschaften zu tun. In den mittelalterlichen Königreichen England und Frankreich haben wir sehr früh eine zentralistische, auf den König und seine Hauptstadt ausgerichtete Administration ausgebildet, im ‚Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation‘, das bekanntlich keine Hauptstadt und seit dem Hochmittelalter kein starkes Königtum besaß, dominierten die einzelnen und sehr heterogen ausgebildeten Territorien. Dies ist eine entscheidende Wurzel für den starken Föderalismus und die verzögerte Nationenbildung in Deutschland und Italien. Somit ist gerade in jenen Ländern eine stark ausgebildete regionale Identität bis in die Gegenwart zu beobachten. Ähnliche Entwicklungen führten im neuen Königreich Bayern (seit 1806) dazu, dass man die ‚neubayerischen‘ Gebiete in Franken und Schwaben durch eine Stärkung von deren regionalen Eigenheiten für das neue Staatsgebilde positiv einzunehmen versuchte. Und aktuell, auch wenn historische Analogien immer sehr hinken, versuchen die an der europäischen Integration interessierten Regierungen solche kulturellen Besonderheiten zu stärken, etwa durch das inzwischen abgeschlossene Programm der „European Heritage“. Vergleichbares strebt der Freistaat Bayern in einem Zusatz auf der Verfassungsebene aus dem Jahre 1998 an. Im neu geschaffenen Artikel 3a wird Bayerns ‚Ja‘ zu Europa unter der Voraussetzung postuliert, dass es sich dabei um ein Europa mit starken Regionen zu handeln hat.²

2. Durch Gesetz vom 20. Februar 1998 wurde nach dem Artikel 3 mit Wirkung vom 1. März 1998 folgender Artikel neu eingefügt: „Artikel 3a. Bayern bekennt sich zu einem geeinten Europa, das demokratischen, rechtsstaatlichen, sozialen und förderativen Grundsätzen sowie dem Grundsatz der Subsidiarität verpflichtet ist, die Eigenständigkeit der Regionen wahrt und deren Mitwirkung an europäischen Entscheidungen sichert. Bayern arbeitet mit anderen europäischen Regionen zusammen.“ (<http://www.verfassungen.de/de/by/bayern46.htm>, 19.02.2009).

Als Drittes schließlich hat die Wirtschaft im Rahmen der immer wieder propagierten „soft skills“ Kultur und Geschichte entdeckt. Dahinter steckt die simple Erkenntnis, dass Unternehmen auch im Zeichen der Globalisierung nur dann erfolgreich laufen, wenn die Mitarbeiter zufrieden mit ihren Arbeitsbedingungen sind. Dazu gehört auch, dass sie sich mit der Region, in der sie leben und arbeiten, in der ein oder anderen Weise identifizieren. Deshalb unterstützen Industrie- und Handelskammern die Erforschung von regionalen ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen, um damit eine Basis für zukünftige Planungen zu haben. Beispielhaft wäre das ‚Zentrum für Regionalforschung‘ an der Universität Würzburg zu nennen, wo eine interdisziplinäre wissenschaftliche Forschung in eine partielle Zusammenarbeit mit der Industrie mündet. Gerade die in der Bundesrepublik Deutschland beobachtbare Herausbildung von sog. Metropolregionen zwingt die Anrainer zum Handeln – entweder Integration oder Herausbildung von eigenen regionalen Zusammenschlüssen. Gerade hier neigen die rein wirtschaftlich ausgerichteten Interessenverbände dazu, ihre auf die Zukunft ausgerichteten Entscheidungen zu sehr an der aktuellen Gegenwart allein auszurichten – und die historischen Entwicklungen zu vernachlässigen. Genau dies aber lässt auch die dort lebenden Menschen mit ihren kulturellen Bedürfnissen unberücksichtigt.

Diesen Prozess regionaler Identitätsstiftung kann der Landeshistoriker mit seinen Forschungen begleiten. Er ist dabei nicht allein, sondern Mitglied in einem von Archäologen, Geographen, Politologen, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlern gebildeten Team. Es geht für ihn nicht um die Fortführung eines veralteten und mehrfach überholten heimatgeschichtlichen Ansatzes, sondern um die Einbringung seiner, die gesamte Methodenvielfalt umfassenden Arbeitsweise, die auf einen kleinen Raum ausgerichtet ist: ‚In Grenzen unbegrenzt‘ ist seine Arbeits- und Sichtweise. Er kann über die Jahrhunderte hinweg die historische Entwicklung eines Raumes und seiner Bevölkerung nachvollziehbar darstellen. Dank seiner bewussten Hintansetzung der reinen Herrschaftsgeschichte betreibt er eine ‚histoire totale‘ für eine bestimmte Region. Damit bietet er die historischen Grundlagen einer Entwicklung an, die nicht nur für eine europäische Region nutzbar sein könnte.

Eine große Rolle für die Herausbildung regionaler Identitäten – der Plural muss bewusst gesetzt werden – spielt die Städtkonzentration in einer Kulturlandschaft. Gerade Franken, heute im nördlichen Teil des Freistaates Bayern gelegen, jedoch gegenüber dem ehemaligen bayerischen Herzogtum politisch, gesellschaftlich und kulturell über Jahrhunderte hinweg eigenständig, hat eine hohe Dichte von Städten ab dem 13. Jahrhundert ausbilden können. Dies hängt vor allem auch damit zusammen, dass Franken keine politische Einheit kannte, sondern von einer Vielheit von autonomen Einzelherrschaften geprägt war. Deren größten waren die Hochstifte Würzburg, Bamberg, Eichstätt, die Fürstabtei Fulda sowie die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth. Unter den Reichsstädten dominierte Nürnberg.

Bevölkerungsreiche Orte mit einer unterschiedlichen Zahl von Zentralitätsfunktionen gab es im Frühmittelalter zunächst nur an den Bischofssitzen. Hinter diesem Satz steckt die im Weiteren verfolgte Prämisse, dass solche Orte Aufgaben, Funktionen und Angebote besaßen, die nicht nur für sie, sondern auch für die Bevölkerung eines weiteren Umkreises von Nutzen waren. Umgekehrt war das Zentrum von der Peripherie abhängig, etwa was die Lebensmittelversorgung betraf. Die Bischofssitze als älteste Zentren für eine raumspannende Diözese bildeten dabei die Ausgangspunkte für eine Städteentwicklung in den Regionen außerhalb des antiken Römischen Reiches, die zuvor keine größeren Bevölkerungszusammenballungen kannten. So waren es Würzburg und Eichstätt im 8. und Bamberg im beginnenden 11. Jahrhundert, an denen die Entwicklung mit präurbanen Siedlungskernen (etwa Klöster, Stifte, Höfe, Befestigungen) ihren Ausgang nahm, aus denen heraus sich ab dem 12. Jahrhundert Städte im mittelalterlichen Sinne entwickelten. Darunter versteht man eine sich rechtlich von der Umgebung unterscheidende Kommune, die sich in ihren Mitgliedern wiederum sozial und damit auch wirtschaftlich stark ausdifferenzierte. Zugleich bot die Stadt mit ihrer Ummauerung und wegen des daraus resultierenden limitierten Platzangebotes eine vom Dorf völlig unterschiedliche Topographie der Bebauung.

Der Entstehungsprozess von neuen Städten, nicht nur an Bischofssitzen, sollte dann, was die Zahl der Gründungen betrifft, im 12./13. Jahrhundert, einen Höhepunkt finden. Die damalige Bevölkerungszunahme, einhergehend mit der sog. Binnenkolonisation bisher unerschlossener Waldgebiete, erlaubte diesen Schub. Der Bevölkerungsverlust im Gefolge des ‚Schwarzen Todes‘ mit den sich ausschliessenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten, aber auch die damals mehr oder weniger abgeschlossene territoriale Erfassung des Raumes führte zu einer deutlichen Abnahme der Städteneugründungen. Im Ganzen gesehen gab es in Franken um 1500 über 170 Städte, die bis heute die Kulturlandschaft prägen. Viele von ihnen sind an den zentralen Flüssen Main, Fränkische Saale, Regnitz, Pegnitz und Altmühl angelegt worden. Der Gründungsvorgang lag in Händen des Grundherrn bzw. Vogtes, dem das für eine Stadt notwendige Areal gehörte bzw. der es zuweilen widerrechtlich aus ursprünglich kirchlichem Besitz usurpiert hatte. Eine königliche Bestätigung wurde von den adeligen Stadtherren nur selten eingeholt, eigentliche Stadtgründungsurkunden sind kaum bekannt. Eine Ausnahmesituation entstand dann, wenn der König selbst als Gründer auftrat.

Als Stadtherren traten neben den Bischöfen ab dem 12. Jahrhundert die staufischen Könige auf, gefolgt von den Grafen und Herren Frankens. Am Obermain agierten bis zu ihrem Aussterben 1248 die Andechs-Meranier, in weiten Bereichen des heutigen Mittel- und Oberfrankens die Burggrafen von Nürnberg bzw. späteren Markgrafen von Ansbach und Bayreuth. Da die Territorienbildung neben Burgen und Klöstern auch Städte mit einschloss, finden sich letztere in allen größeren oder kleineren Herrschaften. Ab der Mitte des

13. Jahrhunderts vergaben Würzburger und Bamberger Bischöfe viele Städteprivilegien, in eingeschränkter Form auch die Eichstätter. Die Könige wurden dabei nur im Ausnahmefall in diesen Prozess mit einbezogen. Von den weltlichen Machträgern wären zu nennen: die Grafen von Henneberg im Norden, die Herren von Hohenlohe im Südwesten, die Grafen von Wertheim und von Rieneck am Mainviereck. Aber auch die Marschälle von Pappenheim an der Altmühl oder die Herren von Heideck im südlichen Mittelfranken besaßen zumindest am Ort ihrer Hauptburg eine städtische Siedlung, die Marktfunktionen (Jahr-, Wochenmärkte) besaß. Damit konnten wirtschaftliche Aktivitäten an den Zentralort gebunden werden. Den Status einer eigenständigen Pfarrei haben sie meist erst in einem zähen Kampf mit dem benachbarten ursprünglichen, ländlichen Pfarrort erwerben können, da die Pfarreiorganisation zeitlich der Städtegründungsphase weit vorausging. Mit den Steuerabgaben waren sie für ihre Herren eine hochwillkommene monetäre Einnahmequelle, die in Notzeiten auch verpfändet werden konnte, um kurzfristig Kapital für politische Handlungen zur Verfügung zu haben. Viele Städte wechselten in wirtschaftlich und politisch angespannten Zeiten ihre Herren, aber auch nach dem Aussterben der Herrscherfamilien und bei Besitzveränderungen im Zuge von Umschichtungen der Machtverhältnisse (zu beobachten bei den Herren von Dürn bzw. jenen von Schlüsselberg oder bei den Grafen von Castell). Eine Stadt blieb nicht unbedingt für alle Zeiten im Besitz ihres Gründers bzw. von dessen Nachfolgern. Dies konnte gravierende Veränderungen für die Bewohner nach sich ziehen, besonders dann, wenn die ursprünglichen zentralen Funktionen in einer neuen Raumeinheit verloren gingen.

Ab der Mitte des 13. Jahrhunderts konnten sich einige königliche Städte zu Reichsstädten entwickeln, meist in dem Moment, als der Einfluss der Staufer nachließ. An deren Spitze, als einzige ‚Großstadt‘ Frankens, stand Nürnberg, gefolgt von Rothenburg und Schweinfurt. Die kleineren Reichsstädte Weißenburg und Windsheim konnten nur unter dem Schirm Nürnbergs überleben. Feuchtwangen verlor dagegen einen entsprechenden Status durch Verpfändung an die Zollern.

Im 14. Jahrhundert kam es unter den Königen Ludwig IV. und Karl IV. im Zuge ihrer ‚Landbrückenpolitik‘ zur Wetterau bzw. nach Böhmen zu einer hohen Zahl von königlichen Städteprivilegierungen, die meist schon bestehende Orte in Franken noch einmal rechtlich sanktionierten. Bei Erhebungen von neuen Städten ist charakteristisch, dass die Rechtsetzungen nicht in jedem Falle durchsetzbar waren und sich die Orte nicht automatisch zu einer Stadt entwickeln konnten (eine kleine Auswahl: Gailnau, Haltenbergstetten, Hasloch, Hornberg, Mussen, (Markt-)Bergel, Neubrunn, Thüngen). Eine Stadtprivilegierung allein macht einen Ort nicht zu einer Stadt, es kam auf die Durchsetzung des Rechtstitels an!

Die Mehrheit der Städte Frankens verblieb letztlich in geistlicher Hand: Dafür verantwortlich waren vor allem die drei fränkischen Bischöfe und der

Mainzer Erzbischof am Mainviereck, aber auch der Deutsche Orden (Mergentheim, Ellingen) und die Domkapitel (Staffelstein, Ochsenfurt) prägten mit ihren Städten die politische und kulturelle Landschaft. Die Städtevielfalt Frankens ist ein wichtiger Indikator für die territoriale Zersplittertheit, jedoch erreichten viele der Kommunen keine große Ausstrahlungskraft. Viele Orte, die im Herzogtum Bayern als Märkte bezeichnet werden, sind in Franken Städte, eine eindeutige Grenzziehung zwischen beiden Bezeichnungen ist kaum möglich. Je später eine Stadt gegründet worden ist, desto geringer waren ihre Entwicklungschancen. Sie dienten meist als Orte der Herrschaftsausübung in politisch umstrittenen Regionen.

In der Frühen Neuzeit dann, das zeigen die Zahlen Wolfram Ungers recht deutlich, kommt es zu einem Konzentrationsprozess der Stadtherrschaften in Händen der dominierenden Fürsten Frankens.³ Im Zuge der Mediatisierung von Adels Herrschaften durch den frühneuzeitlichen Staat wechselten Städte ihren Besitzer und verloren dabei ihre ursprüngliche Bedeutung.

Die Vielfalt des fränkischen Städtewesens ist also ein Produkt der Entstehung von Territorien. Jeder Landesherr benötigte idealtypisch eine Stadt als Markt- und Handelsort, der mit seiner Zentralität Auswirkungen auf ein mehr oder weniger großes Umland hatte. Je älter die Stadt, so lässt sich grobschnittartig sagen, desto höher die Chance auf eine weitreichende Zentralität im wirtschaftlichen, politischen und kulturell-kirchlichen Bereich. Städte wurden häufig im 13. Jahrhundert in herrschaftlich umstrittenen Räumen gegründet, um so politische Ansprüche manifest zu machen. Dies gilt, wie bereits erwähnt, für die späten Gründungen. Meist besaßen sie nur auf den Nahhandel ausgerichtete Wochenmärkte, die Zahl überregionaler Jahrmärkte war hier sehr gering.⁴

Dieser von den politischen und rechtlichen Voraussetzungen ausgehende, methodische Ansatz muss von einem auf die natürlichen Ressourcen ausgerichteten ergänzt werden. Für eine Stadtgründung mussten eben auch genügend geographisch vorgegebene Möglichkeiten vorhanden sein. Dazu gehörte ein für die Lebensmittelversorgung der Bewohner notwendiges landwirtschaftlich nutzbares Gebiet mit entsprechend ertragreichen Böden, dazu gehörte aber auch und im Mittelalter besonders der Wald: Das Holz diente als Baumaterial wie als Rohprodukt für handwerkliche Berufe. Es wurde als Brennmaterial verwendet, der Wald selbst wurde außerdem als Weide für die von den Bürgern zur Eigenversorgung gehaltenen Viehbestände (Ackerbürgerstädte) genutzt. Von daher sind Regionen wie der Spessart mit seinem Waldreich-

3. WOLFRAM UNGER: „Grundzüge der Städtebildung in Franken. Träger – Phasen – Räume“, in: *Jahrbuch für fränkische Landesforschung* 59 (1999), S. 57-85.

4. HELMUT FLACHENECKER: „Landschafts- und Reichsbindung von Städten in Franken“, in: JOHANNES MERZ/ROBERT SCHUH (Hg.): *Franken im Mittelalter. Francia orientalis, Franconia, Land zu Franken: Raum und Geschichte* (Hefte zur Bayerischen Landesgeschichte 3), München 2004, S. 167-187.

tum von entscheidender Bedeutung für die um ihn am Mainviereck herum liegenden Städte. Im Spessart selbst gab es aufgrund der klimatischen Ungunst und der schlechten Bodenqualität keine bevölkerungsreichen Orte, die sich zu Städten weiter entwickelt hätten.⁵ Als weitere Ungunsträume wären die Rhön, der Frankenwald und der Steigerwald zu nennen.

Die Zentralität und der noch zu schildernde Faktor ‚Urbanisierung‘ zeigen sich auch in der ‚Kommunalisierung‘ der Stadtgemeinden. Dahinter steht eigentlich ein Forschungsansatz zur Hinterfragung der Grundlagen der Reformation auf gesellschaftlicher Ebene, er kann aber auch für eine Deutung bestimmter zentraler Funktionen einer Stadt herangezogen werden. Die Gemeinde als selbständige und daher politisch agierende Verwaltungsinstanz mit eigener Satzungs-, Gerichts- und Strafgewalt benötigte Personen, die sich als delegierte Vertreter der Bürger begriffen.⁶ Letztere konstituierten den Rat, der einen Spagat auszuhalten hatte zwischen den Forderungen der Bürgergemeinde und den vom Stadtherrn vorgegebenen Handlungsspielräumen. Er musste einerseits die Vorstellungen des Stadtherrn weitergeben und diese gegebenenfalls durchsetzen – etwa bei Fragen der Neubürgeraufnahmen oder bei der Bereitstellung des städtischen Aufgebots für Kriegszüge. Neben diesen erzwungenen Maßnahmen konnte der Rat aber andererseits weitgehend eigenständig im Auftrag der Bürgergemeinde handeln. Der Umfang der sich dabei ergebenden Gestaltungsmöglichkeiten hing sehr stark von der eigenen politischen Macht der Stadt und der Präsenz des Stadtherrn ab.

In diesem Zusammenhang lassen sich in praktisch allen Städten seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert verstärkt Bemühungen feststellen, die sich in ihren Mauern befindlichen geistlichen Institutionen unter die Kontrolle des Rates zu bekommen. Adressat eines ersten Zugriffs waren die Spitäler, deren Grundbesitz vielen Bürgerkommunen eine verdeckte Expansionsmöglichkeit auf das benachbarte Land bot. Dies gilt auch für viele kleinere und mittlere Bürgerkommunen, die grundsätzlich unter einer starken Dominanz ihrer Stadtherren blieben. Mit Hilfe des bürgerlichen Besitzes, der in den Spitälern

5. Forschungsprojekt des Lehrstuhls für Fränkische Landesgeschichte mit dem ‚Archäologischen Spessartprojekt‘ in Aschaffenburg, wo Geographen und Archäologen mit Historikern zusammen arbeiten. Dort wird auch ein Spessart-GIS aufgebaut.

6. PETER BLICKLE: „Die Reformation vor dem Hintergrund von Kommunalisierung und Christianisierung. Eine Skizze“, in: DERS./JOHANNES KUNISCH (Hg.): *Kommunalisierung und Christianisierung. Voraussetzungen und Folgen der Reformation 1400-1600* (Zeitschrift für Historische Forschung Beiheft 9), Berlin 1989, S. 9-28, hier 16f. – Grundsätzlich DERS.: *Kommunalismus. Skizzen einer gesellschaftlichen Organisationsform*, 2 Bde., München 2000. Nach Ausweis von Inhaltsangabe und Register spielt „Schule“ keine Rolle bei der Argumentation. – Hier kann nur eine Zusammenfassung meiner entsprechenden Überlegungen geliefert werden, ausführlich HELMUT FLACHENECKER: „Städtische Schulen im Spannungsfeld zwischen Stadt und Kirche. Zur ‚Kommunalisierung‘ des spätmittelalterlichen städtischen Bildungswesens“, in: WOLFGANG WÜST/ANDREAS OTTO WEBER (HG.): *Städtische Normen-genormte Städte. Zur Planung und Regelhaftigkeit urbanen Lebens und regionaler Entwicklung zwischen mittelalter und Neuzeit*. (Stadt in der Geschichte 34) Ostfildern, 2009, S. 59-76.

gebunden war, verstärkte die Stadt als Ganzes ihre zentrale Bedeutung für ein Umland.

Aber auch Klöster und Kanonikerstifte waren begehrte Ziele für die Ratsautorität. Häufig dabei allgemeine kirchliche Reformbewegungen unterstützend, wurde der Zugriff als dringende Reformmaßnahme kaschiert – ohne mit dieser Bewertung dabei den Bürgern religiöse Motivationen in toto absperechen zu wollen. Frauengemeinschaften mit ihren strengen Klausurbestimmungen offerierten dem Rat ein leichtes Ziel, um mit Hilfe der übernommenen Besitzverwaltung, die laut Quellenaussagen ‚natürlich‘ in einem schlechten Zustand vorgefunden worden war, auch den Konvent und seine Zusammensetzung den Bedürfnissen der städtischen Sozialstruktur anzupassen. Damit veränderten sich die geistlichen Gemeinschaften, von mehr adelig geprägten zu mehr bürgerlichen, wobei vielfältige Übergangsformen möglich waren. Mit diesem Vorgehen konnte der Einfluss des meist benachbarten Adels in der Stadt zurückgedrängt werden, da er seine Töchter in den städtischen geistlichen Institutionen nicht mehr unterbringen konnte. Stadt und Umland grenzten sich sozial schärfer voneinander ab, gleichzeitig stieg der städtische Wirtschaftseinfluss auf dem Lande durch die verstärkte Verfügungsgewalt über geistlichen Besitz.

Eine weitere Ebene, auf der die städtischen Räte ihren Einfluss zu stärken versuchten, war jene der Schulen an geistlichen Institutionen.⁷ Dabei handelte es sich um die allgemein so genannten Pfarr- und Klosterschulen – nach Reinhard Jakob „geistliche Schulen“⁸ –, die neben dem Chorgesang den Schülern auch Grundkenntnisse in Lesen und Schreiben anhand lateinischer Texte vermittelten. Davon waren sowohl Kinder aus der Stadt wie aus ihren Vorstädten bzw. aus benachbarten Dörfern betroffen. Kommunalisierung durch Schulen ist den bürgerlichen Organen nur teilweise gelungen. In der Aufgabenaufteilung der Schulmeister angelegt und in der Besoldung weiter geführt, blieb die Schule eine Angelegenheit von Stadt und Kirche. Beide Seiten mussten den Elternwillen stark berücksichtigen, Klagen gegen die Lehrer konnten weder vom Rat noch von der geistlichen Institution ignoriert werden. Etwaige Präferenzen der einen oder anderen Seite hingen von der jeweiligen aktuellen Situation ab. Damit wirkte die Stadt auf einen starken Verschulungsprozess mit ein, wodurch sie sich – neben den Klöstern auf dem Lande und den Dörfern mit ihren umherwandernden Schulmeistern – zu einem Bildungszentrum entwickeln konnte.

7. BERND MÖLLER/HANS PATZE/KARL STACKMANN (Hg.): *Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Göttingen 1983.

8. REINHARD JAKOB: „Spätmittelalterliche Schullandschaften in Franken und in Bayern 1250-1520. Ein Vergleich anhand ausgewählter Perspektiven und Beispiele“, in: HELMUT FLACHENECKER/ROLF KIESSLING (Hg.): *Schullandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben. Untersuchungen zur Ausbreitung und Typologie des Bildungswesens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit* (Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte Beihefte 26 Reihe B), S. 157-182.

Als Leitinstitution für den allgemeinen Wandel auf besitzrechtlicher, religiöser und schulischer Ebene ließe sich die Stadt mit ihren sich ständig verändernden Funktionalitäten als ein Zentrum für ein gewisses, in seinem Umfang jeweils unterschiedlich zu definierendes Umland umschreiben. Die Mehrzahl der um 1500 über 170 Städte in Franken hatte, wie bereits angedeutet, primär territoriale und sekundär wirtschaftliche Funktionen. Ihre Bevölkerungsgrößen waren – von Nürnberg oder den fränkischen Bischofsstädten⁹ abgesehen – eher gering, meist unter 2000 Bewohner. Gleichwohl haben wir es dort mit einer heterogenen, sozial äußerst labilen Stadtgesellschaft zu tun, die sich summarisch in mehrere Gruppen unterteilen lässt, die sich vor allem rechtlich, aber auch ökonomisch erheblich unterscheiden: die Bürger – die Inwohner oder Beisassen – die Kleriker und ihre laikalen Bediensteten – die Juden – die nichtsesshafte, fahrende Bevölkerung (letztere konnte geschätzt bis zu 30 % der Gesamtbewohner ausmachen!). Fremde und Einheimische, Reiche und Habenichtse lebten auf engstem Raume zusammen. Diese Städte dienten zur Sicherung der einzelnen Territorien, deren Zahl – wie jener der Städte oder aber auch der Klöster – in Franken ausgesprochen hoch ist. Im ausgehenden Mittelalter bzw. in der Frühen Neuzeit mutierten sie in ihrer Mehrheit zu Amtssitzen. Handel und Wandel sowie eine erstaunlich mobile Bevölkerung trugen dazu bei, dass es zu einem vielfältigen Austausch mit dem jeweiligen Umland kam. Städte besaßen somit eine raumwirkende Funktion mit landschaftsprägender Kraft.¹⁰

Instruktiv und für den Historiker vielleicht etwas befremdend sind die Schwierigkeiten innerhalb der Diskussion um den Begriff Städtelandschaft im Fache Geographie. Während die Historische Geographie mit derartigen Begriffen arbeitet, lehnt ihn die Anthropogeographie ab. Dahinter steckt die Frage, ob eine ‚Landschaft‘ realexistierend oder ein menschliches Gedankenkonstrukt sei. Die von Historikern bisweilen plakativ vorangetragene Theorie der zentralen Orte ist, wie teilweise die gesamte historisch ausgerichtete Geographie, im Herkunftsfach praktisch überholt. Stattdessen werden Städtenetze als Ansatzpunkt für die Erklärung von Beziehungen im Raum bevorzugt. Dafür ist die Erforschung mittelalterlicher Wegenetze eine Grundforderung. Städte sind auch – entgegen der bekannten Christallerschen Theorie – nicht gleichmäßig verteilt. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land verwischt sich dabei umso mehr, je mehr Handwerk sich in ländlichen Regionen ansiedelt. Dann

9. HELMUT FLACHENECKER: „Süddeutsche Hochstiftsstädte als herrschaftskonstituierende Faktoren im mittelalterlichen Territorialisierungsprozess“, in: HELMUT FLACHENECKER/HANS HEISS/HANNES OBERMAIR (Hg.): *Stadt und Hochstift. Città e Principato* (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs. Pubblicazioni dell'Archivio della Provincia di Bolzano 12), Bozen/Bolzano, 2000, S. 149-164.

10. HELMUT FLACHENECKER/ROLF KIESSLING (Hg.): *Städtelandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben. Studien zum Phänomen der Kleinstädte während des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit* (Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte Beihefte 15 Reihe B), München, 1999.

konzentriert sich der Export des Produzierten noch in Städten. Daneben kann ihre Funktion als verwaltungsmäßige Mittelpunkte einer Herrschaft angeführt werden (Amtsstädte). Zuverlässig einen Grad der Urbanisierung festzulegen erschwert sich zunehmend dann, wenn die wie auch immer definierte Städtelandschaft vornehmlich aus Kleinstädten und Märkten besteht.¹¹

Die Städte – und dies bleibt als Faktum nicht angreifbar – gliedern die Kulturlandschaft in Franken in prägnanter Weise. Dies hat Auswirkungen für die Gegenwart: Die Identität ihrer Bewohner wird durch das Bewusstsein, eine zum Nachbardorf herausgehobene Vergangenheit zu besitzen, akzentuiert. Zahllose Stadtchroniken, meist zum Anlass von Jubiläen von der politischen Stadtgemeinde in Auftrag gegeben und seit den 1980er Jahren in einer bisher beispiellosen Anzahl verfasst – wenn auch ihre wissenschaftliche Basis häufig angreifbar ist –, zeugen von dieser, meist nur gefühlten Verbindung in die Vergangenheit, die dann im Denkmalschutz ihre steingewordene Ausprägung erhält. Mit Hilfe von EU-Programmen werden alte Burgen wieder aufgebaut bzw. instand gesetzt, Innenstädte renoviert. Kulturpfade¹² sollen das historisch-kulturelle Erbe alten und neuen Bewohnern verständlich machen, ‚Spurensuchen‘ gesamte Landschaften erneut in das Bewusstsein der Bevölkerung bringen.¹³ In diese Identitätsstiftung werden dann auch die zahllosen Neubürger mit hineingenommen, die aus unterschiedlichen Gründen ihren persönlichen Lebensraum dort neu gefunden haben. Dieser Prozess der aktuellen Identitätsstiftung wird von den politisch Verantwortlichen bewusst gefördert, um die Zentralität und Finanzkraft ihres Ortes positiv zu fördern. Damit erhält die Frage, inwieweit sich Klein- und Mittelzentren in Konkurrenz zu den Metropolregionen noch halten können, oder anders ausgedrückt, warum politische und europäische Infrastrukturmaßnahmen die Abwanderung der Bevölkerung in die Boom-Cities verhindern sollten eine historische Dimension, wollen die Verantwortlichen nicht ein neues Identitätsproblem bei den wandernden Menschen hervorrufen.¹⁴

11. HOLGER TH. GRÄF/KATRIN KELLER (Hg.): *Städtelandschaft – Réseau Urbain – Urban Network. Städte im regionalen Kontext in Spätmittelalter und Früher Neuzeit* (Städteforschung A Bd. 62), Köln, Weimar, Wien, 2004, besonders dort der Beitrag von WINFRIED SCHENK.

12. Solche werden beispielsweise erstellt durch das ‚Archäologische Spessartprojekt‘ in Aschaffenburg, mit dem die Universität und damit der Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte eine Kooperation eingegangen ist.

13. Beispiele: JESKO GRAF ZU DOHNA (Hg.): *Kulturpfad: Auf den Spuren der Grafen zu Castell*, Castell, 2004; JESKO GRAF ZU DOHNA/ROBERT SCHUH (Hg.): *Auf den Spuren der Fürsten Schwarzenberg in Franken. Ein Kulturpfad*, Scheinfeld, 2006. Dieses Projekt wurde mit Mitteln des Freistaates Bayern und der Europäischen Union aus LEADER+ gefördert.

14. Ein Beispiel wäre Bad Neustadt an der Saale, wo die lokale Verwaltung vieles tut, um das historische Erbe der Stadt wie auch der nahe dabei liegenden Salzburg – eine der größten Burganlagen in Franken – einer breiteren Öffentlichkeit nahe zu bringen. Vgl. HELMUT FLACHENECKER/MICHAEL NEUBAUER/GISELA SENDNER (Hg.): *Pfalz – Ganerbenburg – Stadt. Funktionswandlungen eines zentralen Ortes* (Beiträge zur Geschichte von Bad Neustadt 1), Bad Neustadt, 2007.

Die angedeutete schwierige, in vielen Fällen verbesserungsbedürftige Forschungslage¹⁵ hat den Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte – mit finanzieller Unterstützung der Kulturstiftung Unterfranken – bewogen, seit mehreren Jahren eine Datenbank aufzubauen, um zumindest die Kerndaten der einzelnen Stadtentwicklung zu sammeln, sie von den ‚Legenden‘ und ‚Mythen‘ der Bewunderer ihrer eigenen Geschichte zu befreien und so in einem vergleichenden Ansatz im Internet anzubieten. Sie wird – wie andere Datenbanken zur Geschichte Unterfrankens aus Mittelalter und 19. Jahrhundert – im Internetportal ‚Historisches Unterfranken‘ (<http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de>) Interessierten angeboten werden. Dazu gehören auch die von den bayerischen Amtsärzten erstellten Physikatsberichte. Die für jeden Amtsbezirk im Königreich Bayern verfassten Texte gewähren einen flächendeckenden Einblick in die Bevölkerungsstruktur, in Krankheiten, Kinderzahlen, Essverhalten, Kultur etc. Mittels einer im obigen Internetportal inzwischen möglichen Volltextrecherche könnte hier bequem auf eine Menge von Informationen zugegriffen werden. In den ebenfalls zur Bearbeitung vorgesehenen Gewerbestatistiken für Unterfranken aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dürfte sich nicht nur der Zentralitätswandel der Städte, sondern auch derjenige der Märkte und Dörfer des Landes ‚objektiv-statistisch‘ auf ökonomischem Gebiet nachprüfen lassen.

In den letzten Jahrzehnten ist besonders durch die Forschungen angelsächsischer Autoren Bewegung in die Stadtgeschichtsforschung gekommen.¹⁶ Der traditionell vorherrschende rechtsgeschichtliche Zugang mit seiner Vereinzelung der Stadtgeschichte, das Lamento über die Bedeutungslosigkeit frühneuzeitlicher Städte in starken Fürstenstaaten scheint endgültig überwunden. Differenzierte Modelle, welche die Städte von ihrer Funktion her für ein weiteres und engeres Umland begreifen, stellen diese in einen gesamteuropäischen Urbanisierungsprozess: Städtelandschaften – Städtehierarchien – Städteternetze heißen die neuen Forschungsleitbegriffe. Nicht nur der Blick auf die Metropolen fasziniert, sondern eben auch auf die zahlreichen Kleinstädte, deren ‚Kleinheit‘ von der jeweiligen Lage in Europa abhängt. Die frühneuzeitliche Stadtplanung bewegte sich zwischen einer behutsamen Umwandlung des mittelalterlichen Erbes und einem neuen rational-funktionalen Ansatz, der dem Herrscherwillen (Residenzstadt) unterworfen und häufig ausschließlich nach einem Zweck (etwa nur Militär oder nur Bergbau) ausgerichtet war. Mit den Exulantenstädten kam die religiöse Dimension als Leitmotiv für einen Neuansatz hinzu. Bei den übrigen neuen Städten, die insgesamt zahlenmäßig sehr gering waren, bewegte sich die Ansiedlungspolitik zwischen Ermunterung etwa

15. HELMUT FLACHENECKER: „Fränkische Städtelandschaften. Anmerkungen zu einem Forschungsdesiderat“, in: *Jahrbuch für fränkische Landesforschung* 59 (1999), S. 87-108.

16. Die folgenden Überlegungen nach HERBERT KNITTLER: *Die europäische Stadt in der frühen Neuzeit* (Querschnitte 4), Wien, München, 2000.

durch Steueranreize und der Gefahr der Verproletarisierung, die man nur zum Teil durch Vermögensvorgaben steuern konnte.

Das mittelalterliche Verhältnis zwischen Stadtherrn und Stadt wird in der Frühen Neuzeit von einem vielfältigen Beziehungsgeflecht zwischen Stadt und Staat abgelöst. Dabei zeigen sich erhebliche regionale Unterschiede in Europa, besonders in Bezug auf den Umfang kommunaler Freiheiten und deren Einschränkung durch den Fürsten, aber auch im Mitspracherecht der Städte in den einzelnen Parlamenten.

Das Thema ‚Stadt‘ kann also nicht mit dem Spätmittelalter erst einmal ad acta gelegt werden, weil sich in der Frühen Neuzeit die Zahl der Gründungen stark reduziert und zudem eine häufig zu Ungunsten der wirtschaftlichen und politischen Bedeutung der Städte eintretende Entwicklung zu beobachten ist. Dieser in der deutschen Stadtgeschichtsforschung bisher vorherrschende Eindruck erhält eine grundsätzliche Korrektur durch den nunmehr stark beleuchteten Prozess der Urbanisierung von Regionen. Paul M. Hohenberg und Lynn Hollen Lees haben den Blick auf einen ihrer Meinung nach um 1500 in ganz Europa zu beobachtenden Prozess der Urbanisierung gelenkt.¹⁷ Mit ‚Urbanisierung‘ soll die Frage untersucht werden, wie und auf welche Weise sich städtisch-bürgerliche Lebensformen in einem langfristigen Prozess in der Gesamtgesellschaft ausgebreitet und durchgesetzt haben. Der Begriff wird nicht (mehr) nur für die moderne Stadtentwicklung des 19./20. Jahrhunderts verwendet, sondern für den gesamten Vorgang seit dem Hochmittelalter. Auf europäischer Ebene hat ihn insbesondere die angelsächsische Forschung für quantitative Fragen fruchtbar gemacht. Hohenberg und Lees unterscheiden dabei ein demografisches (Zunahme des Anteils der in Städten lebenden Bevölkerung), ein strukturelles (Zunahme von unterschiedlichen Zuständigkeiten und Funktionen in den Städten) und ein ‚lebensweltliches‘ (behavioural) Moment. Letzteres zielt auf die Beobachtung ab, dass zunehmend städtische Verhaltensweisen allgemein gesellschaftliche dominieren. In einer solchen Perspektive sieht Jan de Vries in der Frühen Neuzeit eine Zeit eines sich zunehmend determinierenden selektiven Wachstumsprozesses, der seine Fortsetzung in der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts finden sollte.¹⁸ Die Frage nach der Urbanisierung von Kulturräumen bringt neben den bisher vorherrschenden politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen nun auch einen qualitativen Aspekt in die Diskussion. Mit den hoch- und spätmittelalterlichen Städtegründungen haben sich unterschiedliche, aber dennoch markante Zentralitätsfaktoren herausgebildet. In den entstehenden Stadtgesellschaften setzte zugleich ein sozialer Differenzierungsprozess ein, der eben auch – um

17. PAUL M. HOHENBERG/LYNN HOLLEN LEES: *The Making of Urban Europe 1000-1950*, Cambridge (MA) -London, 1985.

18. JAN DE VRIES: *European Urbanization 1500-1800*, London, 1984. Diskussion aufgenommen von HEINZ SCHILLING: *Die Stadt in der Frühen Neuzeit*, München, 2004, S. 56-71.

auf den qualitativen Aspekt zu sprechen zu kommen – kulturelle und mentalitätsgeschichtliche Veränderungen in Gang setzte, die weit über die mittelalterliche Gründungsphase hinaus weisen. Dabei spielt der Einfluss der kirchlichen Institutionen eine entscheidende Rolle. Ihr Beitrag zu diesem von der Stadt ausgehenden Urbanisierungsprozess erscheint dabei (möglicherweise) unter einem etwas anderen Licht als bisher: nicht, genauer nicht primär ihre spezifische Ausprägung von Religiosität, ihr jeweiliger bildungs- und sozialgeschichtlicher Stellenwert für sich genommen steht im Mittelpunkt, sondern ihre Funktion im Rahmen eines städtischen Gefüges – aber auch hier nicht unbedingt im individuellen Sinne für die jeweilige Stadt allein, sondern in ihrer grundlegenden Bedeutung für alle Stadtgemeinden. Bischofssitze, Klöster, aber noch vielmehr geistliche Stifte (Regular- und Säkularkanonikerstifte wie in Öhringen, Comburg, Langenzenn und anderswo) boten Ansatzpunkte für eine bürgerliche Kommune an einem neben dem geistlichen auch wirtschaftlichen Zentrum, das den Bewohnern soziale Aufstiegsmöglichkeiten und eben ein breites Kultur- und Bildungsangebot offerierte. Kirchliche Institutionen bildeten also nicht nur in vielen Fällen die präurbanen Siedlungskerne, an denen sich dann Städte entwickelten, sondern sie akzentuierten auch in entscheidender Weise eine Bildungslandschaft mit entsprechenden Angeboten. Als Stichworte seien hier Schulen und Universitäten, Bibliotheken und Klosterhumanismus angesprochen.

Dass die jeweiligen Formen religiösen Lebens vielfach als Antwort auf die Herausforderungen bzw. Veränderungen städtischen Lebens erscheinen, ist seit langem geläufig. Dass sie vielfältig und in unterschiedlichen Graden mit dem Bürgertum vernetzt sind, ist ebenfalls häufig herausgearbeitet worden. Städte als Kernpunkte von ‚Kloster- und Schullandschaften‘ spielen in diesem Zusammenhang eine überragende Rolle im europaweiten Prozess der Urbanisierung. Mit dieser zentralen Forschungskategorie soll der Fokus auf die Entwicklung und Entfaltung der städtisch-bürgerlichen Lebensformen gesetzt werden:

- Ausbildung des Bürgertums und soziale Differenzierung in der Stadt,
- Lebensrhythmus, Lebensorientierung etc., d.h. mentalitätsgeschichtliche Aspekte,
- Literatur, Kunst, Wissenschaft, Medien etc. d.h. kulturgeschichtliche Dimensionen.

Um noch einen Punkt stärker zu beleuchten, mögen die angesprochenen weltlichen wie regulierten Kanonikerstifte thematisiert werden. Sie boten der Stadt wie auch der näheren Umgebung ein verbessertes Seelsorge- und damit Gottesdienstangebot, auch wenn dieses zunehmend nicht von den Chorherren selbst, sondern durch angestellte Vikare ausgeübt wurde. Damit war eine geistliche Zentralität gegeben, die mit Hilfe eines Kranzes inkorporierter

Pfarreien noch akzentuiert wurde¹⁹, die damit aber zugleich den weltlichen Zentralitätsfunktionen einer Stadt einen Entwicklungsvorteil bot. Zugleich gehörten diese geistlichen Institutionen stets zu den größten Grundherren in der Stadt wie im Umland, so dass viele Bewohner in der ein oder anderen rechtlichen Form und Abgabenhöhe von ihnen abhängig war. Somit entstand ein wirtschaftlicher Schwerpunkt. Einige Salbücher zeigen, dass die besonders innovativen handwerklichen Einrichtungen wie Mühlen, aber auch mehr im sozialen Bereich bedeutsame Einrichtungen wie Badestuben, teilweise Spitäler, im Besitz der Stifte lagen. Damit bestimmten sie zumindest indirekt sowohl die gewerbliche Produktionsausrichtung als auch das karitative Angebot einer Stadt. Stifte waren Wirtschaftsunternehmer und Arbeitgeber, sie konnten für die Bedürftigen sorgen. Der jeweilige Umfang des Engagements muss im Einzelfall jeweils genauer spezifiziert werden. Ihren größten Einfluss dürften sie im Bereich der Schule wie der Kultur gehabt haben. Stiftsschulen wirkten in der Regel über den engeren Bereich des Stiftsbezirks hinaus, ihr Bildungsangebot konnte Bürger- und Bauernsöhne befähigen, eine Universität zu besuchen – der Verlust eines Stiftes konnte umgekehrt im schulischen Bereich eine Katastrophe bewirken. Auf dem Gebiet der Kultur waren es vor allem die Kirchen mit ihren Neu- und Umbauten, Altären und Bildern, Statuen und Grabmälern, die die Bewohner mit neuen Stilen vertraut machten, sie eventuell in ihrem handwerklichen Tun beeinflussten. Die repräsentativen Stiftskirchen besaßen ihre Schauseiten häufig in Richtung Stadt und damit in Richtung einer größeren Öffentlichkeit. Stifte waren auch immer Orte von Bibliotheken, des gelehrten Wissens, der Juristerei wie des Humanismus. Allerdings wird es hier schwierig, in den kleinen städtischen Gemeinschaften die kulturellen Einflüsse eines derartigen Zentrums exakt festzustellen, auch dürften die Bücher nur den Chorherren und Vikaren vorbehalten gewesen sein. Wie auch immer der Begriff ‚Urbanisierung‘ umschrieben wird, einen wertvollen Beitrag haben Stifte für das bürgerliche Leben stets in der ein oder anderen Weise geleistet. Solche Orte waren summa summarum auch für weltliche Herrschaftsträger interessant, die diese zu Mittelpunkten ihrer Einflussbereiche machen konnten. Damit wurde nicht nur ein Zentrum und ein davon abhängiger Raum mit einer dazu gehörigen Peripherie in die Landschaft ‚eingestellt‘, sondern auch eine Administrationsstruktur aufgebaut, ohne die eine Herrschaft oder ein Territorium nicht existieren konnten. Stiftsherren waren in diesen Prozess involviert, seien sie nun Räte von Fürsten oder Herren, seien sie Priester, die für das Seelenheil der Herrscherfamilie beteten. Orte der Herrschaft mit geistlichen

19. Universitätsbibliothek Würzburg M.ch.f. 266, fol. 319r = 392r: Im ausgehenden Mittelalter besaß das Ansbacher Stift beispielsweise neun Pfarreien, deren Versorgung und zurück fließende Einnahmen Dekan und Kapitel zustanden, ferner vier Pfarreien sowie zwei Kaplaneien, die dem Propst gehörten. – StaatsA Bamberg Neuverzeichnete Akten BT Nr. 17145, unfoliert: Langenzenn war der Sitz des Landkapitel, das insgesamt 72 fl (1405) an kleinen Zehnten an den Würzburger Ordinarius abzuliefern hatte.

Institutionen als Nukleus bildeten Mittelpunkte, die mit ihrer Urbanität, d.h. mit ihrer Offenheit für neue kulturelle Formen das Leben der benachbarten Landschaft direkt bzw. indirekt verändern konnten. Begreift man Landschaft als vom Menschen gestaltete Natur, dann haben auch hier die Stifte im Bereich der Landwirtschaft und auf dem Gebiet der maschinellen Betriebe (Mühlen, Hammerwerke) Erhebliches geleistet.²⁰

Mit der Urbanität ist damit ein langfristig wirkendes Phänomen angesprochen, das für die Geschichtslandschaft Franken über alle Jahrhunderte hinweg noch intensiver untersucht werden soll. Damit werden Kontinuitäten wie auch Brüche in der Kulturentwicklung deutlich – und damit auch die historische Dimension aktueller gesellschaftlicher Veränderungsprozesse, wie sie zu Beginn des Beitrages bereits skizziert wurden. Regionalbewusstsein und Urbanisierung bedingen sich bis heute.●

20. HELMUT FLACHENECKER: „Geistliche Stifte als Kristallisationskerne für Orte der Herrschaft und Motoren für Urbanität“ in: *Urbanität. Der Beitrag der kirchlichen Institutionen zur Stadtentwicklung in Bayern* (Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte Beiheft 36), München, 2008, S. 15-48.

